

NDR (Radio 3) vom 7. September 2000

Wer die Hölle sucht

»Tintenpalast« – ein DDR-Roman aus der namibischen Wüste

Von Hans-Georg Soldat

Wenn man von Kapstadt nach Windhoek fliegt, der Hauptstadt des früheren Deutsch-Südwest-Afrika und jetzigen Namibia, ist mitunter gegen Abend ein geradezu gespenstisches Naturschauspiel zu erleben. Bedingungen sind freilich Wolken über dieser Region, was nicht allzu oft vorkommt, und ein Pilot, der sie nicht einfach in großer Höhe überfliegt. Während dann unten steinern nackt, tiefrot und zerfurcht die Namib-Wüste glost, deren Anblick allein schon Hitze verheißt und in Erinnerung ruft, dass sie ein Ausläufer der Kalahari ist, strahlen auch die Wolken über einem ein unnatürliches, gleichsam verrottetes Rot aus, das an Hölle denken lässt, an eine Landschaft auf dem Mars oder auch an Bilder von Hieronymus Bosch. Aus den ungefügen Massen ragen Windhosen und Regensäulen wie Stalaktiten, dazu kommt das streifende Licht, das selbst kleine Unebenheiten der Formationen plastisch herausarbeitet – es ist ein Anblick, so unirdisch heillos und überwältigend, dass man ihn nie wieder vergisst.

Am Boden erlebt man das Land schon anders. Man lernt Ortschaften kennen, so abgelegen, wie ihre Namen klingen: Kulbis, Berseba, Omaruru, Tsumeb. Dort sagen sich nicht einmal die Füchse Gute Nacht, weil sie es da kaum aushielten, dreckige kleine Nester. Wer Chroniken aus der Zeit der sog. Herero-Aufstände Anfang des 20. Jahrhunderts liest, findet nichts als Klagen über das unerträgliche Klima, den allgegenwärtigen Sand, das vermeintliche Unverständnis der »Eingeborenen«. Bis heute steht im Zentrum Windhoeks ein Denkmal für die damals Gefallenen der »deutschen Schutztruppe«, geschaffen vom Berliner Bildhauer Adolf Kürle. Und auf dem höchsten Hügel der Stadt erhebt sich, äußerlich fast unverändert seit über 80 Jahren, der

Regierungssitz Namibias, das »Administrasie-gebou«, aus der Zeit deutscher Kolonialherrschaft stammend und seit 1913 nur als »Tintenpalast« bekannt.

Es ist also eine exotische Kulisse, die sich der jetzt 38-jährige gebürtige Leipziger Olaf Müller für seinen DDR-Roman mit dem neugierig stimmenden Titel »Tintenpalast« ausgesucht hat. Seine Protagonisten haben freilich für die Poesie dieser kargen Gegend keinen Blick, das Land und seine Bewohner bleiben ihnen wesensfremd und verschlossen; die gnadenlose Wüste ist nichts anderes als Folie für die unterschiedlichen Grade physischer und psychischer Beschädigungen. An manchen Stellen fängt man sogar sachte an zu zweifeln, ob das alles wirklich in Namibia spielt.

Vordergründig geht es um eine Verfolgungsjagd: Simon Sanges, früherer Prenzelbergbewohner, sucht Henry Magdaleni, einen ehemaligen Stasi-Spitzel, der in Namibia untergetaucht ist. Henry Magdaleni schleppt seit seiner Jugend ein Tagebuch (oder ist es ein Manuskript, eine Kladde, ein verschwiegenes Buchprojekt?) mit sich herum, das keiner je gelesen hat und das er »Tintenpalast« nennt. Simon erhofft sich daraus Informationen über den Denunzianten, der seine Laufbahn mit 17 begann, als er einen Kleinstadt-Industriellen, den »Luftpumpengott«, anzeigte. Es war üble Rache – denn dieser »Luftpumpengott« war der Vater seiner ersten Geliebten, zweier Schwestern, etwas älter als Henry und er wollte ihn nicht als Schwiegersohn. Die Anzeige hatte den Tod des Vaters und der beiden jungen Frauen zur Folge.

In langen Retrospektiven entrollt sich in der namibischen Wüste ein Bild der gewesenen DDR und der Verwüstungen, die sie im Leben ihrer Bewohner angerichtet hat. Eine Geschichte schachtelt sich in die andere, die Erinnerung läuft parallel zur hilflosen Suche Simons, der mehr dem Alkohol verfallen ist als seiner selbstgestellten Aufgabe. Wenn er am Ende doch noch auf Henry stößt, so vor allem, weil Namibia nicht viele Möglichkeiten bietet, spurlos unterzutauchen. Der filmreife Showdown wird dann im wahren Wortsinne vom Sand begraben. Aber wie sagt schließlich Henry auf Seite 85: »Aus einem glücklichen Ende geht kein Wert hervor.«

Leider ist Olaf Müller kein Hemingway, der es verstand, kaputte Typen so darzustellen, dass sie in all ihrer Erbärmlichkeit noch Größe hatten. Bei Olaf Müller sind sie nichts anderes als kaputt, und entsprechend kleingeistig und nichtig sind ihre Beobachtungen und Reflektionen. Dabei gibt es immer wieder mal Schilderungen vor allem von DDR-Verhältnissen, die durchaus prall und erzählerisch mitreißend sind – doch sie gehen unter in einem zunehmend eintönigen Sermon, dem man irgendwann nicht mehr recht folgen will.

Nun ja, um mit der letzten Eintragung Henrys im »Tintenpalast« zu sprechen – Das wäre vorstellbar ...

Olaf Müller: »Tintenpalast«, Roman; Berlin Verlag, Berlin,
360 Seiten, 39,80 DM